Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 18

Artikel: Der alte Uhrmacher
Autor: Chappuis, Edgar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668780

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Kreuz auf hohem Felsen blickt nieder in das Land
Und zeigt den Ort, wo bebend einst Habsburgs Sprosse stand,
Noch lebt die edle Kunde und jubelt himmelwärts
Aus manchen Sängers Munde, aus aller Tyroler Herz.
Aus dem Romanzenkranz „Der letzte Ritter" von Anastasius Grün.

Der alte Uhrmacher.

Von Edgar Chappuis.

Durch das Fenster der kleinen Kammer, in der Pierre Courvoisier, der alte Uhrmacher, an der Arbeit saß, stahl sich ein freundlicher Sonnenstrahl. Er huschte über die goldglänzenden Rädchen, die herumlagen, liebkoste die roten, funkelnden Rubine, die sorgsam nach der Größe geordnet, nebeneinander auf einem Stücklein schwarzen Samts lagen, und schien Pierre über den lichtgewordenen weißschimmernden Scheitel; auch an dieser Stätte rastloser Arbeit ein wenig nahenden Frühlings zurücklassend.

Der alte Uhrmacher saß ganz in seine feine Arbeit vertieft, vorn übergebeugt da, die Lupe am Auge, in der Rechten ein winziges rotes Steinchen, das er nun mit der Pincette in das kunstvoll gearbeitete Gehäuse der bestellten Taschenuhr einsetzte. Dann schaute er auf, fuhr sich über die müden Augen und besah sich noch einmal die vollendete Arbeit. Und sie war gut! — Pierre kam sich bei der Neuanfertigung immer wie ein Schöpfer vor. Zauberte er nicht in feinstem Raume emsiges, leise tickendes Leben? War nicht sein Handwerk das eines Künstlers? Wieviele Uhren waren doch schon aus dem „Großen Dorf" hoch oben im Neuenburger Jura in die weite Welt hinausgekommen und waren irgend einem Unbekannten zum treuen Begleiter fürs ganze Leben geworden! So eine Uhr war auch Leben, konnte auch von Schicksalen erzählen, und wenn sie einmal abgelaufen war, schien sie dem Leben der Menschen gleich, die Tag aus und ein den fast unhörbaren Pendelschlag des Herzens mit sich tragen, tick-tack! bei Tag und Nacht, in Freud und Leid, bis auch ihr Werk abgelaufen war und seinen Dienst getan hatte.

Pierre Courvoisier gehörte einer alten Uhrmacherfamilie an. Vom Urgroßvater hatte der Vater die Kunst übernommen, um sie nachher dem Sohne weiter zu geben. Seit Generationen lebte dort oben in der rauhen Gegend alles von den Uhren. Trotzdem sich die Arbeit in der Hausindustrie meist spezialisiert hatte, daß der eine nur auf Steinen, der andere wieder bloß auf Rädchen, und ein Dritter an Feder und Ankerwerk arbeitete, verstand es Pierre doch als Meister, eine Uhr ganz allein und selbständig fix und fertig zu vollenden, und das war sein ganzer Stolz und seine Freude, die ihn in den bald sechzig Arbeitsjahren nie verlassen hatte.

Jetzt begannen ihn die Augen zu schmerzen, die Hand wurde unsicher und zitterte ihm oft, auch der Leib wurde gebrechlich. Aber immer noch stellte er seinen Mann, dessen Arbeit weit und breit in der Runde als erstklassig bekannt war.

Rechts von ihm saß Jean, der älteste Sohn, der wohl bald das Geschäft übernehmen würde, links arbeiteten emsig zwei junge Mädchen und ordneten mit schlanken, zierlichen Fingern Nadelkopfgroße Steine, von welchen ein jeder seinen bestimmten Platz und Zweck auszufüllen hatte, sollte die Uhr gehen und dem Besitzer untrüglich genau die Stunden verkünden.

Vom nahen „Temple", einer der Stadtkirchen, schlug es sieben Uhr.

Feierabend, Ruhezeit! — Pierre erhob sich, ordnete die vielen Feilen und Werkzeuge in einen Kasten, rieb die goldenen Sprungdeckel der soeben fertiggestellten Uhr mit einem weichen Lederlappen und legte sie dann ins bereitgestellte Etui. Nun konnte sie die Liselotte dem reichen Kaufmann an die Leopold Robertstraße hinüberbringen, der sie morgen der Tochter als Brautgeschenk geben wollte. Die heutige Arbeit war getan. Morgen war wieder einmal Sonntag, wo man die schmerzenden Augen und die müden Glieder ausruhen und bei schönem Wetter einen kleinen Spaziergang machen konnte.

Der Uhrmacher trat vor das Haus. Im Westen stand noch der letzte gelbliche Schein des scheidenden Tages. Aber im Osten ballten sich schwere dunkle Wolken. Es würde, Ende März, wieder Schnee fallen, Schnee, den man hier oben vom Oktober bis oft weit in den Mai hinein beherbergen mußte. Und doch liebte Pierre

diese unwirtliche, kalte Berggegend mit ihren Tannenwäldern und dem weiten Horizont bis nach Frankreich hinein. Es war die Heimat, in der man geboren und auferzogen worden war, die Heimat, in welcher man sein Brot verdiente und sich seiner Familie erfreute.

Langsam schlenderte er der breiten, schönen Hauptstraße zu. Die Bäume der Doppelallee standen noch kahl, aber doch ahnte man hier und dort dicker gewordene Knospen, die nur auf warmen Sonnenschein warteten, um aufzubrechen und auch hier oben das Frühlingslied anzustimmen.

Es begegneten ihm viele Bekannte. Man stand still, plauderte etwas zusammen, sprach vom Wetter, von den Geschäften, von der Krise, die immer noch nicht ganz weichen wollte, trotzdem sie gebessert, und kehrte wohl auch in einem Restaurant ein, um einen Dreier Neuenburger zu trinken.

Rings um die gewerbereiche Stadt La Chaux-de-Fonds standen still und feierlich weitgestreckte Wälder, bis hoch hinauf zum Pouillerel, von dem aus der Blick bis zu den fernen Berner Alpen und dem Neuenburgersee schweifen konnte.

Die Nacht war angebrochen. Die elektrischen Lampen warfen ihre grellen Lichtkegel über die Straße und das Jungvolk strömte bereits den vielen Vergnügungsstätten zu, an denen es auch hier oben nicht fehlt. Vom Nachthimmel flockte es weiß und weich hernieder und bald lag wieder eine dichte Schneeschicht in der Gegend, die so spät Frühling bekommt. Pierre ging heimzu. Abends, bei trautem Lampenschein, war es immer gemütlich. Man las die Zeitung, hörte von der Welt da draußen und erzählte den Kindern wohl auch etwas von alten, längstvergangenen Jugendtagen, von anno einundsiebenzig, wo die Bourbakiarmee ausgehungert und verlottert über die Grenze geflüchtet war und man den armen Teufeln so viel Liebes erwiesen hatte, wie nur möglich.

Pierre war damals als Sergeant in Les Verrières auch dabei gewesen und er wurde nie müde, zu erzählen. Der Abend verging schnell und man ging früh zu Bett. Ein einfaches, schlichtes Leben führte man hier oben, ein Leben der Pflicht und Arbeit, und wenn man längst gestorben war, so tickten noch irgendwo in der Welt Uhren, die man liebevoll in der Hand gehalten, die man geformt und zum Leben erweckt hatte.

* * *

Sommersonne brütete über dem Hochtal. Der Himmel blaute. In den Wäldern blühten tausend Blümlein, und am blauen Himmel segelten weiße Wolken dahin.

Der alte Uhrmacher ist in der letzten Zeit immer müder geworden. Er fühlt, daß es dem Ende entgegen geht und sein Uhrwerk bald abgelaufen ist. Ohne Murren schickt er sich drein. Keiner wie er weiß besser, wie lange so ein Werk es aushalten kann. Es ist auch so gut. Der Sohn wird seine Stelle einnehmen und nach ihm die heranwachsenden Kinder. Noch einen letzten Wunsch hat Pierre. In der Werkstatt steht eine alte kostbare Fleurier-Pendule. Die soll er wieder flott machen. Das wird sein letztes Meisterstück sein. Und nachher darf er sich getrost zur Ruhe legen und andere die Zeit verkünden lassen.

Auch jetzt, in der kurzen Mittagspause, die er oben am Waldrand über der zu seinen Füßen liegenden Stadt zubringt, muß er immer an die alte Uhr denken. Ob ihr noch zu helfen ist? Ob nicht auch ihre Stunden gezählt sind? Doch Uhren haben oft ein langes, zähes Leben. Sie überdauern Generationen. Unablässig denkt er an die Uhr. Vielleicht läßt es sich noch machen. Dieses Mal noch und dann kann sie wieder für Jahre ausreichen. Auch bei ihm hat es lange gedauert, das Ticken in der Brust. Aber bald wird es für immer aufhören und die Feder wird mit einem kleinen, kaum merklichen Rucke springen. Der Weltenschöpfer, der große Uhrmacher aller Zeiten, weiß, wann es sein soll. Und er hat auch die Macht, sie dort oben wieder schlagen zu lassen, zu seiner Ehre und seinem Preise, dort wo nichts mehr Stückwerk ist und nichts mehr armselig aufgeflickt werden muß.

Etwas wehmütig schreitet Courvoisier bergab. Er will an die Arbeit, so lange es noch Tag ist.

Nun sitzt er wieder an seinem Tische, das weiße Haupt vornübergebeugt, die einzelnen Bestandteile der alten Uhr zwischen den Händen.

Ihm ist es beinahe feierlich zumute. Das ist auch Gottesdienst, was er tut. Er heilt und hilft, greift mit verstehenden Fingern ins Räderwerk, löst hier eine Schraube, dort eine

Feder und hat alles um sich vergessen. Viel Arbeit und Mühe wird es kosten. Die Uhr ist schwer krank. Altersgebrechen haften ihr an. Sie ist ausgetrocknet, verrostet, knarrt in allen Fugen, ächzt und stöhnt, wie ein Lebewesen.

Die Stunden vergehen. Ein Tag folgt dem andern. Pierre sitzt bei seiner Arbeit. Die Augen schmerzen ihn, der gebeugte Rücken tut weh. Die Uhr hält geduldig still, und er kommt sich wie ein gelehrter Arzt vor, der durch eine schwere Operation den Patienten zu heilen versucht.

Eines Morgens hat Pierre derart Schmerzen in den Gliedern, daß er kaum aufzustehen vermag. Mutter Courvoisier rät ihm, sich doch etwas Ruhe zu gönnen und im Bett zu bleiben. Pierre winkt ab. Nein, o nein. Was denkt sie auch die gute Frau! Es geht unmöglich. Die Fleurier-Pendule! Sie ist noch nicht fertig repariert, geht ja noch gar nicht. Er muß auf, an die Arbeit. Er hat noch viel zu tun. Das bißchen Gliederreißen vergißt man bei der Arbeit. Also aufstehen und nur nicht daran denken! Und schon sitzt er auf seinem Hocker, Rädchen und andere Bestandteile prüfend. Draußen scheint lieb und warm die Sonne und ruft ihm, hinaus zu kommen. Später vielleicht, jetzt hat er keine Zeit. Wie wunderbar doch so ein Uhrwerk ist. Man schaut und schaut, vertieft sich darein, prüft und überlegt. Alles ist still und reglos, wie tot. Doch auf einmal fängt es leise zu surren an, die Räder drehen sich, der Zeiger läuft, alles ist Bewegung und Leben, und dabei hat es an einer Kleinigkeit gefehlt, die man plötzlich herausfindet. Das ist alles. Auch Pierre sagt sich das, wenn er müde werden will und es ihm vorkommt, als gehe es diesmal auch gar zu lange. Er berät sich mit dem Sohne, der neben dem Vater steht. Was meint er? Aber der Sohn kann ebenfalls nicht helfen. Da ist der Vater Meister und er will nur noch lernen, immerzu lernen, bis auch er einst ein Meister vom Fach ist.

Ist dieses einträchtige Zusammenschaffen nicht schön? Ist es nicht der Segen der Arbeit, den man deutlich spürt und der einen so froh macht? Gewiß. So geht die Zeit. Pierre arbeitet unermüdlich. Es wird ihm auch diesmal gelingen. Nur noch dieses einzige Mal. Dann ist er es zufrieden, denn er ist stolz auf sein Können.

Das ganze stolze Uhrwerk liegt in all seine Bestandteile auseinandergenommen auf dem Werktisch. Armselig sehen diese Stücke aus, nach gar nichts. Aber wartet, wenn erst alles sauber und genau an seinem Platze ist, ein jedes Rädchen und Schräubchen. Dann kommt Leben hinein, dann beginnt es lustig zu surren und zu schwirren, ja sogar zu schlagen und zu klingen, als sänge die Uhr vor Lust, wieder gehen zu dürfen.

In der Werkstatt hört man nichts als leises Feilen, Schaben, Klopfen. Lautes Sprechen stört, denn man lauscht nach innen, spricht mit den Augen, antwortet mit den fleißigen Händen und auch das ist unterhaltsam.

Von den Türmen der Stadt beginnt es zu schlagen, eins, zwei, dreimal, es klingt melodisch zum Himmel empor, es kündet die Zeit, es tickt und lebt ohne Rast und Ruh bei Tag und Nacht, zu jeder Jahreszeit. Das alles sind Uhren, von Menschenhänden gemacht, und viele von ihnen sind längst vermodert, aber noch jetzt lebt ihr Werk. Das ist herrlich, das erfreut das Herz. Einen Augenblick hält Pierre in der Arbeit inne. Er sinnt vor sich hin. Was zu dieser Stunde die Uhren alles verkünden! — Ein Kind wird geboren, sein erster Lebensschrei ertönt, und die Uhr tickt dazu, sein junges Leben begleitend. Im hohen Dome der fernen Weltstadt treten zwei Menschenkinder vor den Altar und geloben sich Liebe und Treue. Die Uhr tickt dazu, wünscht ihnen Glück, schlägt froh und hell. Und dort in der dunkeln Dachkammer, da liegt eine Mutter im Sterben. Ängstliche Blicke schauen nach der Uhr. Wenn nur die Nacht vorüber wäre und es besserte. Aber der Tag bricht an, die Mutter ist gestorben, und das Totenglöcklein läutet ins offene Grab hinein. Aber die Uhr begleitet auch den kräftigen Klang der emsigen Arbeit. Sie kündet die Zeiten der Erholung und Ruhe. Sie ist die treue Begleiterin aller Stunden, etwas, ohne das man gar nicht mehr auskommen könnte, das man sich gar nicht mehr hinwegdenken könnte.

Mit solchen Gedanken arbeitet Courvoisier. Er vergißt das eigene Alter, vergißt die Schmerzen. Er ist mit der Uhr vor ihm wie zu einem Stücke verwachsen; sie ist sein Geschöpf, sein Ding, seine ganze Liebe.

* * *

Die Wanduhr tickt langsam und gleichmäßig. Hin und her, hin und her geht der

Pendel und alle Viertelstunden schlägt sie bald kurz, bald lang. Der alte Courvoisier liegt zu Bett und kann nimmer aufstehen. Sein eigenes Uhrwerk versagt den Dienst, und da weiß er sich keinen Rat, als geduldig stille zu halten. Der Uhrmacher Doktor hatte seine Glieder beklopft und dabei ernst geblickt. „Ausgelaufen! lieber Freund." Es wird wohl so sein. Der Doktor versteht es in diesem Falle besser. — So liegt er ganz still und denkt an die Pendule vorn im Atelier. Schade . . . morgen wäre sie sicher wieder in Gang gebracht worden. Der Sohn hat sich anerboten, sie fertig zu machen. Der Vater lehnt energisch ab. O nein, das ist seine Sache. Er sieht es als persönliche Ehre an, sie allein zu reparieren. Morgen wird es ihm besser gehn. Dann kann er das Werk vollenden.

Wie langsam doch die Zeit auf dem Krankenlager verstreicht! — Man kann ordentlich die Sekunden zählen. Eins, zwei, tick — tack — Wann wird für ihn die letzte ticken? —

Die Nacht bricht an. Draußen fällt der Regen und klatscht ans Fenster. Pierre liegt im Fieberschlaf und träumt. Es ist ihm, als höre er alle Uhren der Welt schlagen. Aber aus allen heraus fühlt er deutlich die heraus, die er in seinem Leben in Händen gehalten. Sie ticken ganz anders, bestimmter, gleichmäßiger, schöner. Sie schlagen anders wie alle andern, so sicher, so froh, so lebensfreudig. Mutter Courvoisier sitzt neben dem Bett und erneuert die Eisumschläge auf der Stirn. Das Fieber steigt, der Kranke wird unruhiger. Er redet von nichts anderem als von Uhren. Die feine Goldene vom letzten Winter war ein Meisterwerk. Sie errang bei der Chronometerprüfung der Universität Neuenburg den ersten Preis. — Alles in einem Guß, auf tausendstel Sekunden reguliert, haarscharf genau, wunderbar exakt. Wo sie wohl jetzt sein mag? — Vielleicht irgendwo auf dem weiten Weltmeer, zwischen Himmel und Wasser, unbeirrt die Stunden weisend, die Stunden der Heimkehr ins Vaterhaus. —

Der Tag bricht an. Pierre ist erwacht und wieder ganz klar. Aufrecht sitzt er im Bett.

„Bringt mir die Fleurier!" bittet er.

Mit zitternden Händen nimmt er das schwere Stück vor sich aufs Bett. Schweiß steht ihm auf der Stirn. Soeben ist ihm eingefallen, wo es fehlt. Da dieser kleine, fast unsichtbare Hebel. Er war etwas verbogen. So, nun ist er wieder in die richtige Stellung gebracht. Pierre setzt ihn ein, langt mit den magern Fingern hinein, prüft, hält den Atem an, lauscht.

Tick — tack, tick tack! gleichmäßig, ruhig, exakt. —

Ein Lächeln der Freude huscht über seine Züge und strahlt ihm aus den müden, rotumränderten Augen.

„Hört ihr es? Sie geht, — sie geht!" — Er lauscht und lauscht. —

Frau Courvoisier nimmt ihm die Pendule ab und stellt sie auf das Nachttischchen. Dort tickt sie weiter, gleichmäßig und ruhig, gut und sicher, wie früher. —

Alle stehen ganz still und blicken Piere an, der die Hände gefaltet hat. Unverwandt schaut er auf die Uhr, den Kopf etwas vornüber nach der Uhr gebeugt. Dann geht ein Ruck durch seinen Körper. Er streckt sich. Und wie die Fleurier-Pendule zum Schlage der zehnten Morgenstunde ausholt, lacht er leise und glücklich, streckt seine Hände der Frau und den Kindern entgegen und fällt rückwärts in die Kissen. Der alte Uhrmacher ist tot. Aber auf seinem Antlitz leuchtet noch das stille, sanfte Lächeln der Freude, das ihn verklärt und verschönert.

Aus Natur und Kultur.

Dressierte Seesterne! Gibt es so etwas überhaupt? Allerdings, so unglaublich es klingt. Die allbekannten Seesterne des Meeres haben auf ihrer Unterseite zahllose kleine Füßchen („Ambulakralfüßchen"), d. h. hervorstülpbare kleine Schläuche, die sich strecken, indem sie sich von dem „Wassergefäßsystem" des Tieres aus mit Flüssigkeit füllen. Mit ihnen kann das Tier sich an die Unterlage festheften sowie kriechen. Wenn man nun einen Seestern auf den Rücken legt, was eine für ihn äußerst peinliche Lage ist, dann befreit er sich wie Jennings beobachtete, aus ihr in der Weise, daß er sich mit ein oder zwei Armen, den „Leitarmen", deren Spitze sich umdreht, an die Unterlage heftet und den übrigen Körper herumschwingt. Nun ist es Jennings gelungen, den Seestern zu zwingen, bestimmte Arme als „Leitarme" zu benutzen,